

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

136 (14.6.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 43

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 43.

Karlsruhe, Freitag den 14. Juni 1912.

32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 43:

Morgengang. — Das Liebesmahl. — Geschichte der Arbeiterbewegung in Finnland. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Literatur.

Morgengang.

Ich geh' auf stillen Wegen
Frühtags ins grüne Feld,
Wie lacht mir da entgegen
Die junge Morgenwelt!

Wohl tausend Blüten schauen
Von Wald und Wiesen her,
Die alle tropfend tauren,
Von edlen Perlen schwer.

Ich brech' mir ein Geschmeide
Von nassen Rosen ab;
Wärst du an meiner Seite,
Von der geträumt ich hab'!

Ich hing dir's in die Locken
Als deinen Hochzeitskranz —
Da gehn die Morgenloden,
Ich steh in Tränen ganz.

Martin Greif.

Das Liebesmahl.

Skizze von D. L.

Ein pommerisches Städtchen genos die ganz unschätzbare Ehre, seit alters her ein urfendales Kavallerieregiment in Garnison zu haben.

Daß diese Ehre auch Verpflichtungen auferlegte, wurde den Bürgern der Stadt und insbesondere ihrem Oberhaupt bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit eindringlich zu Gemüte geführt.

Die Verwaltung des Städtchens richtete sich nicht zum wenigsten nach den Bedürfnissen und Wünschen des Regiments, und im Grunde war nicht der Bürgermeister sondern der Regimentskommandeur der Stadtregent.

Vor der Bürgermeisters irgend eine Vorlage bei seinem kleinstädtischen Parlament einbrachte, vergewisserte er sich erst, ob er damit nicht etwa „oben“ anstieß, und auf einen „Wink“ hin, der gewöhnlich recht deutlich gegeben wurde, fast einem Befehl gleich, modelte er die Vorlage entsprechend um.

Erhob mal einer der würdigen Stadtvertreter schüchtern Widerspruch, fiel ihm der Stadtgewaltige sofort in die Rede: „Ja, meine Herren, das Regiment“ wünscht es aber so!“ Allseits duckten die Spießer sich ängstlich, und jede Opposition war im Keime erstickt.

Mit großen Herren ist nicht gut Kirichen essen, und man hatte in der Geschichte des Städtchens etliche Beispiele, wie die Herren „vom Regiment“ mit denen umsprangen, die sich ihnen nicht willenlos beugten.

Die Uniformen und Toiletten bestellten die Offiziere und ihre Damen natürlich in Berlin, und die Weine und Zigarren bezogen sie „direkt“ — sie betrachteten die anständigen Geschäftsleute eben nur als „Flickschuster“. Aber wehe, wenn so ein kleiner Kaufmann oder Handwerksmeister sich ihre Ungnade zuzog — da ließ sich kein Soldatenhuf mehr bei ihnen sehen, geschweige denn die Großgrundbesitzer der Umgegend.

Das Offizierskorps des Regiments, das sich vornehmer dünkte als das irgend eines Garderegiments — lauter Uradel — war zum „Liebesmahl“, wie die Bezeichnung der Offiziere genannt werden, im Kasino versammelt.

Die Einrichtung des Kasino war ein Muster der berühmten „altpreussischen Einfachheit“. Vor den Fenstern schwebte feidene Vorhänge, auf dem Fußboden weiche Teppiche, im Rauch- und Spielzimmer schwellende Divans

und Jantennils und bequeme Korbsessel, an den Wänden kostbare Spiegel und Oelgemälde. Der Speisesaal mit den dunkel gebeizten eichenen Ledernöbeln strahlte in elektrischem Lichte, die Tafel war überladen mit schwerem Silber und geschliffenem Kristall.

Dieser „altpreussischen Einfachheit“ entsprach es auch, daß das Offizierskorps sich einen „Chef de cuisine“ hielt den es monatlich mit 500 Mark bezahlte. Vornehm reserviert und militärisch freigang es anfangs zu. Lautlos reichten die Ordonanzen — beleibe nicht in Uniform, sondern „altpreussischer Einfachheit“ gemäß in Livreen mit silbernen Knöpfen und Streifen — die silbernen Platten herum.

Der Oberst, der oben an der Schmalseite der Tafel präsierte, war ein ziemlich griesgrämiger Herr, da ihn bereits die Gicht zu plagen begann.

Der dicke Major v. B., der rechts vom Obersten saß, sprach beim Essen überhaupt nie — er kante bloß, und konnte sich kaum auf eine Bemerkung des Kommandeurs ein „Zawohl! Herr Oberst!“ oder „Sehr richtig, Herr Oberst!“ entziehen.

Major Graf G., der dem dicken v. B. gegenüber saß, war ein alter Junggeselle und Hypochonder. Er ärgerte sich allemal furchtbar über den unmäßigen Appetit seines Gegenübers, den er im stillen „plebejische Gefräßigkeit“ nannte. Im übrigen war er der Hüter der traditionellen „Bornehmheit“ des Offizierskorps, und wenn es mal unter bei den Ventnants etwas lauter wurde, schloß sofort ein mißbilligender, mahrender Blick aus seinen halbgeschlossenen Augen zu ihnen hinüber.

„Na, überhaupt Jarde,“ jagte dort der Regimentsadjutant auf eine Bemerkung des Fähnrichs, daß er zuerst die Absicht gehabt habe, bei einem Garderegiment einzutreten, sich nun aber doch freue, diesem bedornganten Regimente angehören zu dürfen.

„Zewiß, der Kern der Offizierskorps — wenigstens bei der Jardekavallerie — is juter alter Adel, aber unsere Kameraden müssen sich ja doch 'ne gemischte Gesellschaft gefallen lassen — Jungens reich gewordener Bankiers oder sonst welcher emporgekommenener Plebejer. Man ist da eben nicht mehr unter sich!“

Sämtliche Ventnants zuckten feidal-erkundig die Achseln. „Und unserm Ament hat man noch keinen Konfessions-Schulze zu bieten gewagt!“ fiel ein anderer Ventnant ein.

Und was das standesgemäße Leben betraf, hatten die Kameraden von der Jarde ja keinen blaffen Schimmer, wie sie hier in dem pommerischen Neste lebten — eben als echte Grundbesitzer! Hier in Pommern waren und blieben sie allein die Herren.

Mit stillvergütem, mitleidigem Lächeln hörten die Ventnants zu, wie der Adjutant dem Fähnrich die Geschichte mit dem Sohne des Grafen D., des Flügeladjutanten S. M., erzählte. Der ließ seinen Sohn, weil er bei den Jardehufaren zu flott gelebt hatte, zu ihrem Regiment versetzen, um ihn zu „rangieren“. Der alte Herr mußte sich wohl von ihrem Regiment eine ähnliche Vorstellung gemacht haben wie von einem plebejischen bürgerlichen Infanterieregiment.

„Na, in vier Wochen war der junge Graf fertig“, schloß der Adjutant, „und drüber überrn frohen Teich — he, he, he — und an Schulden mußte der alte Herr für ihn mehr bezahlen, als er ihm bei den Jardehufaren das ganze Jahr Zulage gegeben hatte!“

Allmählich wurde es an der Tafel lebhafter und die mißbilligenden Blicke des Traditions-Nachwächters übten auf die animierten Ventnants keine Wirkung mehr aus.

Nachdem die offiziellen Hochs auf S. M., das Regiment, den Kommandeur usw. ausgebracht waren, verabschiedete sich zur Freude aller Ventnants der Oberst. Ihm folgte gleich Graf G., der den Ton nicht mehr vornehm genug fand. Auch der dicke Major v. B. mußte bald

den der Gallandardinsel soll dieser Glaube an die geisterbannende Macht der Feuerbestattung noch heute bestehen. Besonders die Selbstmörder hat man stets nach dem Tode für gefährlich gehalten. Bei einigen Stämmen bestattet man sie darum in der Weise, daß man einen Pfahl in ihre Grab kreibt; auf diese Art glaubt man sie in der Erde festhalten zu können. Möglicherweise verbannt der Grabst ein in einem ähnlichen Überglauben seinen Ursprung. Der Brauch, die Leichen den wilden Tieren zum Fraße vorzusetzen, wie er z. B. bei den alten Perjern bestand, soll wohl in erster Linie die heilige Erde und das als göttlich verehrte Feuer von der Verunreinigung durch den toten Körper bewahren; es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß diese für unser Empfinden so gräßliche Sitte der Furcht vor den Toten ihren Ursprung verdankt. Auch die Mitkommersfeuer der alten Germanen hatten wahrscheinlich den Zweck, die Gespenster zu verschrecken und ähnliche Riten sollen noch jetzt in Marokko im Brauche sein. Sehr merkwürdig ist die Furcht, die manche wilde Völker schon vor dem Worte „Tod“ betunden. Von den Verbern, die augenblicklich so todesmutig die französischen Kolonnen in Marokko angriffen, dürfte man kaum einen so leicht dazu bewegen können, das Wort „Tod“ auszusprechen. Uebrigens sollen auch manche sehr gebildete Kulturmenschen die gleiche Furcht vor dem ominösen Ausdruck besessen haben; wie z. B. der große österreichische Staatsmann K a u n i k und der Lustspieldichter C e f r o y.

Für unsere Frauen.

Unwürdige Bettelei.

Die große Mehrzahl der Bühnenkünstlerinnen wird bekanntlich so erbärmlich bezahlt, daß sie hungern und darben oder aber der Schande anheimfallen müssen. In der sehr eingehenden Unterredung über die wirtschaftliche Lage der deutschen Bühnenangehörigen, die Dr. Charlotte Engel Meimers vor einiger Zeit (Leipzig, Verlag von Duncker und Humboldt) erschienen ließ, wird das Elend besonders der weiblichen Bühnenmitglieder an der Hand unantastbaren statistischen Materials aufgezeigt. Die Frau wird beim Theater nicht nur schlechter bezahlt als der Mann, sondern der Unternehmer büdet ihr auch — von einigen großen Bühnen abgesehen — die Anschaffung sämtlicher Toiletten für die Bühne auf, eine Last, die in den allermeisten Fällen die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Schauspielerinnen übersteigt. Man vergewissere sich nur, daß mehr als der dritte Teil der Bühnenangehörigen in der Engel Meimerschen Statistik unter 1000 Mark Einkommen im Jahre hatte, daß jungen Anfängerinnen an kleinen Theatern Monatsgehälter von 15—50 Mk. gezahlt werden. Tatsächlich bezieht die erste Heldin in Eisenach ein Monatsentgelt von 15 Mk., die Naive in Hürtenberg 22 Mk., die Naive in Erlang 50 Mk. bei einer Spielzeit, die sechs Monate im Jahre nicht übersteigt. Selbst wenn die Bühnen die Toiletten lieferten, läge allein schon in den niedrigen Gehältern eine Mitleidigung zur Profitierung der Künstlerinnen. Um wie viel größer und zwingender wird jene Mitleidigung jedoch dadurch, daß die Schauspielerinnen den Theaterdirektoren einen Teil der Ausstattung der Städte, denn das sind die Bühnentoiletten, durch alten Brauch und moderne Sklavoverträge zu liefern verpflichtet sind.

Nachgerade ist das ein Stück Theaterelend, das in diesen Zuständen zum Ausdruck kommt, zu einer öffentlichen Schande geworden. Der riesige Zudrang zur Bühnenlaufbahn, die der unerfahrenen Jugend so verlockend erscheint, hat zur Folge gehabt, daß allein im letzten Winter mehr als 2000 Bühnenkünstlerinnen kein Engagement abschließen konnten. So meldet der 13. Jahresbericht der Zentralstelle für die weiblichen Bühnenangehörigen, einer bekannten Wohlfahrtsvereinigung. „Die Gehälter sind kleiner“, heißt es da, „die Ansprüche an Toilettenpracht sind größer geworden. Selbst in der kleinsten Stadt ist man darin unerbittlich verbohnt — der Kunst sieht man eher einen Mangel nach, als jenen äußeren Befehlen, für die man überall Auge und Verständnis hat, man läßt vielleicht eine Stümperin für eine Künstlerin gelten, niemals aber ein schlichtes Kleid für eine blendende Toilette! Ein Künstlerin ohne diesen äußeren Schimmer ist bei der Menge verloren, und bei den Direktoren der kleineren Bühnen gilt einfach das Dogma: Eine Schauspielerin ohne schöne Toiletten wird nicht engagiert.“

Aus diesem Dilemma weiß die erwähnte Wohlfahrtsvereinigung keinen anderen Ausweg, als „alle Kunst- und menschenfreundlichen Kreise“ um Spenden aller Art, insbesondere um Toilettenengagements zu bitten. Sonst sagt man wohl, die Kunst geht nach Brot, aber dieses Wort gilt heute nur sehr bedingt. Die Bühnenkunst wenigstens geniert sich nicht, nach den abgelegten Kleibern reicher Damen zu gehen.

Die bürgerliche Presse, an die der genannte Verein seinen Bericht versendet, drückt diese besänftigenden Mittelungen ohne

ein Wort der Kritik ab und hat offenbar auch nichts gegen die entwürdigende Bettelei einzuwenden. Es kennzeichnet dies die Skrupellosigkeit der kapitalistischen Presse, die die junge Organisationsbewegung der Bühnenkünstler nicht nur nicht unterstützt, sondern ihr bei jeder Gelegenheit Steine in den Weg wirft, wenn sie dem allmächtigen Theaterkapital etwas unfaßt zu Leibe gehen muß. Und doch bietet die Kräftigung und der Ausbau der Bühnengenossenschaft, die als eine Kampforganisation keine Wohlthaten, sondern Rechte für ihre Angehörigen erstrebt, die einzige Möglichkeit, den einfachsten Ansprüchen ihrer Mitglieder auf menschenwürdige Existenz Anerkennung zu verschaffen, so lange die viel beklagten Missetände nicht durch ein wirklich zeitgemäßes Reichstheatergesetz beseitigt sind.

Kleine Nachrichten.

Ehen auf ärztliches Zeugnis. Die ersten Ehen auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses sind jetzt in der Peter-Pauls-Kathedrale von Chicago geschlossen worden. Als das Domkapitel und der Dean der anglikanischen Kirche öffentlich ankündigten, daß im Peter-Pauls-Dome fortan nur nach Vorlegung eines Gesundheitszeugnisses Ehen geschlossen werden würden, rief dieser Erlass, wie feinerzeit mitgeteilt, in Amerika heftige Kritik hervor. Viele Geistliche machten geltend, daß es nicht ihre Aufgabe sein könne, sich um Massenhygiene zu kümmern und daß nur die Zivilbehörden in dieser Richtung zuständig seien. Aber der Dean beharrte dabei, die neue Verfügung in Kraft zu erhalten, da in solcher Angelegenheit Kirche und Staat gemeinsam vorgehen müßten.

Der Haushalt einer Arbeiterin. Ueber das Budget einer Fabrikarbeiterin gibt Toni Meindel, die acht Tage lang verkleidet in einer Fabrik gearbeitet hat, eine lehrreiche Aufstellung. Sie wurde zum üblichen Lohn der erwachsenen Arbeiterin, als Raderin in einer Zigarettenfabrik, angenommen und erhielt 10 Mk., während der höchste Lohn, den geschickte Affordarbeiterinnen erzielen können, bis zu 17 und 18 Mk. wöchentlich steigt. Wie aber der Durchschnitt der Arbeiterinnen bei dem mittleren Einkommen seinen Bedarf einteilen muß, ergibt folgende Aufstellung: Die Entfernung von zu Hause ist so groß, daß die Mittagsmahlzeit aus einem kleinen Ausstichgeschäft in der Nähe zum Preise von 30 Pf. bezogen wird. Somit stellt sich die Wochenausgabe auf 10 Pf. täglich für Frühstück, 3 Pf. Brot für das zweite Frühstück, 30 Pf. für das Mittagessen, 10 Pf. für das Vesperbrot und 25 Pf. für Abendessen, bestehend aus Kartoffeln, Butter oder Käse und Kaffee. Berechnet man nun das Mittagessen des Sonntags mit 50 Pf., so ergibt sich unter Singuzählung der Versicherungs- und Gewerkschaftsbeiträge eine Wochenausgabe von 6.10 Mk., so daß bei einem Wochenlohn von 10 Mk. nur 3.84 Mk. für alle übrigen Bedürfnisse: Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Kleidung vorhanden sind. Es liegt auf der Hand, daß diese Bedürfnisse damit nicht befriedigt werden können, geschweige denn, daß noch irgend ein Ueberfluß für Fahrgelder, Mädel, Erholung zu erzielen ist. Nicht einmal für das Waschen der Wäsche ist in diesem Budget ein Beitrag eingelegt. Für alle diejenigen Arbeiterinnen somit, die bei einem geringen Wochenlohn von 10 oder 12 Mk. nicht im Elternhause leben, droht die Gefahr der Prostitution, um doch durch gelegentlichen Nebenerwerb das Defizit ein wenig auszugleichen. Alle Maßnahmen zur Bekämpfung der Prostitution werden nur dann von Erfolg begleitet sein, wenn das wichtige Moment der besseren Frauenlöhne nicht übersehen wird.

Literatur.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Der Berliner Tischlerei widmet das Fachblatt für Holzarbeiter sein sechtes erschienenes Juniheft. Der Anlaß dazu liegt in dem in der letzten Juniwoche in Berlin tagenden Verbandstag des Deutschen Holzarbeiterverbandes. Das Heft gibt zunächst einen geschichtlichen Ueberblick über die Entwicklung des Tischlergewerbes in Berlin, um dann die heute dort wirkenden künstlerischen Kräfte zu würdigen. Eine Abhandlung führt den Leser durch die Sammlung historischer Möbel im Kunstgewerbemuseum, eine andere zeigt ihm die Fortbildungsmöglichkeiten des Tischlers in der Viermillionenstadt. Die Bauischlerei ist mit einigen für Berlin typischen Konstruktionen vertreten. In den besonders zahlreichen Abhandlungen gelangen sowohl historische wie moderne Formen zur Wiedergabe. — Das Fachblatt für Holzarbeiter erscheint am 15. jedes Monats und ist gegen 1 Mk. pro Vierteljahr bei allen Postanstalten und den Verwaltungsstellen des Deutschen Holzarbeiterverbandes zu abonnieren, sowie bei der Expedition, Berlin C 2, Neue Friedrichstraße 2. Einzelhefte werden zu 50 Pf. abgegeben.

den häuslichen Pflichten zustreben, da er sich, wie gewöhnlich, den Magen überladen hatte.

Ein paar Rittmeister und ältere Leutnants zogen sich in das Spielzimmer zurück, um einen „Tempel zu bauen“.

„So — nun sind wir die Gouvernanten los!“ rief der hünenhafte Rittmeister v. K. und übernahm den Vorsitz. „Dr'nangen — Heidsied mit Burgunder!“

In großen Krustkannen wurde das schwere Getränk auf den Tisch gebracht.

Zuerst stiegen ein paar Rundgefänge, dann wurden fassige Couplets vorgetragen und tolle Weibergeschichten erzählt, bis schließlich der traditionelle „bornehme Ton“ vollends in die Brüche ging und die ganze halbtrunkene Tafelrunde die zotigsten Gassenhauer brüllte.

Unten an der Tafel erhob sich ein lauter Disput, ob der lange Leutnant v. B. noch nüchtern sei oder nicht.

„Probe machen? — Probe machen?“ schrie v. B. unablässig. „Wette zehn Bullen Heidsied!“

Die Wette wurde angenommen.

„Dr'nanz Müller — die Probe!“

Sofort erschien Müller, ein baumlanges Soldat, mit einem Tablett und einem Glase.

Die „Probe“ war eine Spezialität des langen v. B. und bestand darin, daß Müller das Glas auf dem Tablett in der Höhe seines Kopfes hielt und daß der Leutnant versuchen mußte, mit der Fußspitze das Tablett so zu treffen, daß das Glas herunterflog. Gelang ihm dies bei dreimaligem Versuch einmal, so galt er für „nüchtern“ und hatte die Wette gewonnen.

Freudlich grinsend stellte sich Müller mit dem Tablett auf.

Leutnant v. B. schwang sein langes Bein und stieß nach dem Tablett, ohne es jedoch zu treffen.

Ordonanz Müller grinste noch freundlicher und hob unmerklich das Tablett noch etwas höher. Früher pflegte er von dem Leutnant noch bestandener „Probe“ einen Taler geschenkt zu bekommen. Dafür hatte er auch den Leutnant unterstützt, indem er das Glas mit einem kurzen Knick vom Tablett schleuderte. Da indessen die letzten Male der Taler ausgeblieben war, fühlte Müller sich nicht bewogen, dem Leutnant die Probe bestehen zu lassen.

Zum zweitenmal schlang der Leutnant das Bein — um gleich darauf in seiner ganzen Länge auf dem Rücken zu liegen.

Deutes Gelächter begrüßte seinen Fall.

Bevor er sich erheben konnte, kam der jüngste Leutnant des Regiments auf allen Vieren wie ein Hund herbeigelaufen, bekniffelte die „Reiche“ und — hob ein Bein in die Höhe, ganz wie es Hunde an Strahnenenden oder Laternenpfählen zu tun pflegen.

Die ganze Tafelrunde wieherte vor Lachen.

„Bravo! Bravo!“ gröhnte der dicke Rittmeister und schlug sich klatschend auf die Schenkel.

Wenn die Trunkenheit des jungen Leutnants einen gewissen Grad erreicht hatte, kam er allemal auf den Hund. Er fühlte dann den unwiderstehlichen Drang, auf allen Vieren zu laufen.

„Komm her, Bobbi! Dafür hast Du 'ne Belohnung verdient!“

„Bobbi“ lief zu dem Rittmeister hin und „machte schon“.

Der Rittmeister ergriff eine Kanne und goß den Inhalt „Bobbi“ in den geöffneten Mund, so daß der Wein an beiden Seiten wieder herausfloß.

Neues Gewieher der Tafelrunde. Alle wollten sie „Bobbi“ belohnen, doch der spürte das dringende Bedürfnis, seinen Magen zu erleichtern und lief auf allen Vieren hinaus.

Draußen rannte er in die erste offenstehende Tür und geriet in eine Kammer, in der die Delfarben aufbewahrt wurden.

Eine Ordonanz, die gerade vorbeiging, schlug die Tür hinter ihm zu.

Draußen hörte man noch ein Geräusch, als ob ein Körper zwischen Blechtöpfe fiel — dann wurde es still.

Im Speiseaal hatte man sich an die Verteilung der von Leutnant v. B. verlorenen zehn Flaschen Heidsied gemacht.

Die Köpfe glühten und die Augen blickten stier. Viele saßen nur noch, und auf den Ledersofas lagen bereits mehrere „Reichen“.

Nur der vierköpfige Rittmeister v. K. saß breit und sicher da und trank den andern unaufhörlich zu. Er war bekannt dafür, daß er nicht eher ruhte, bis er alle unter den Tisch getrunken hatte.

Der alte glasköpfige Oberleutnant v. S., der es dem Rittmeister immer gern gleich tun wollte, hatte es auch diesmal ausgeben müssen. Resigniert hatte er den Kopf auf die Tischplatte gelegt und murmelte in aufdämmender Selbsterkenntnis unter fortwährendem Glucksen vor sich hin: „Vui Deibel — der Mensch is 'n Schwein!“

„Wo steckt denn Bobbi?“ rief plötzlich Rittmeister v. K. Keiner wußte es. Auch die Ordonanz konnten keine Auskunft geben.

„Na, dann wollen wir ihn suchen!“ entschied der Rittmeister und machte sich, von einigen schwankenden Gestalten begleitet, auf die Suche.

Unter lautem Hallo suchten sie in allen Räumen, guckten unter die Sofas und Tische, und schließlich wurden die Toiletten revidiert. Vergebens — „Bobbi“ war nirgends zu entdecken.

Schon wollte man das Suchen aufgeben in der Annahme, daß der jüngste Leutnant sich heimlich gedrickt habe, als der dicke Rittmeister an die Farbenkammer kam und unwillkürlich die Tür öffnete.

Einen Augenblick blieb er verdutzt stehen, dann pustete er los:

„Ach herrje, Bobbi is Maler geworden!“

Die rechte Hand tief in einen Topf mit grüner Delfarbe getaucht, lag der junge Sproßling eines erlauchten Grafengeschlechtes in einer Lache roter, blauer und gelber Delfarbe und schlief den Schlaf des Gerechten.

Ein fürchterliches Unweien hub an. Wiehern und freischend drängten sich alle heran. Die Spieler ließen den „Tempelbau“ im Stich und kamen aus dem Spielzimmer, selbst einige „Reichen“ erhoben sich von den Sofas und torfelten heraus.

Doch „Bobbi“ war nicht zu erwecken. Er drehte sich nur in der Farbenkammer um und schwärzte weiter.

Auf Befehl eines älteren Rittmeisters nahmen schließlich die Ordonanz sich seiner an, zogen ihm den farbenbesetzten Uniformrock aus und schleppten ihn auf ein Sofa.

Der Morgen graute, als die wenigen der Edelsten und Besten, die sich noch auf den Beinen halten konnten, aus dem Kasino tanzelten.

Draußen stand der Polizeikommissar — ein ehemaliger Wadmeister des Regiments — und grüßte debot.

„Na, Sie alle Nachteule, bejorgen Sie uns mal 'ne Droschke!“

Erfreut über diese vertrauliche Anrede — die sicher jedem Bürger des Städtchens eine Anklage wegen Beamtenebeleidigung eingetragen hätte — berillte der Herr Polizeiwachmeister sich, den beiden Droschken zu pfeifen, die an der Ecke hielten.

Dienstbefehlen half er den betrunkenen Offizieren in die Droschken und trat dann stumm salutierend zurück.

„Zeh'n Sie 'rin und lassen Sie sich 'n Kognak jeben — aber 'n großen!“ rief Rittmeister v. K. ihm zu.

„Für meine Rechnung ooch eenen!“ — „Und für meine ooch!“ — „Und 'n paar Bjarren!“

Die Droschken rollten fort.

Der glasköpfige v. S. hatte seine moralische Anwandlung wieder mit Heidsied und Burgunder erstickt und gröhnte gemeinsam mit den andern heiser den Refrain eines Gassenhauers in die Morgenstille hinein.

Geschichte der Abstinenzbewegung in Finnland.

Wie bei uns im badi'schen Oberland noch heute, so wurde bis in die 60er Jahre der Alkohol in Form von Branntwein auch in Finnland in großen Mengen hergestellt. Und in nicht geringen Mengen! So wurde im Jahre 1859 eine Produktion von zirka 25 Millionen Liter Schnaps berechnet, was auf den Kopf der Bevölkerung gegen 16 Liter pro Jahr ausmachte. Eine

Kapitalistlikke aber plante, die Herstellung dieser Alkoholmenge fabrikmäßig zu erreichen, was ihr aber nicht sofort gelang. Die Hoffnung auf Einheimung eines großen Gewinns ließ sie nicht ruhen, bis mit Hilfe der Regierung der Widerstand der ländlichen Hausbrenner gebrochen war. Doch ward die Hoffnung der Alkoholkapitalisten zu Schanden: statt daß sie einen großen Erfolg konstatieren konnten, mußten sie bald feststellen, daß infolge ihres Vorgehens ein immenser Rückgang des Alkoholkonsums eingetreten war. Was kein Kampf und keine Aufklärung zustande gebracht hätte, ein Rückgang auf 3 1/2 Liter pro Kopf der Bevölkerung, statt der erhofften Steigerung des Verbrauchs, — kapitalistischer Terror und Rücksichtslosigkeit erreichten es. Nun arbeiteten beide für die Geldsäde interessierten Faktoren, Regierung und Kapitalismus, mit aller Macht für einen stärkeren Verbrauch des Alkohols durch die Bevölkerung und erzielte damit, daß dieser wieder auf beinahe sechs Liter im Jahre 1875 pro Kopf und Jahr gestiegen war. Da waren die Alkoholgegner gezwungen, wollten sie dem unheilvollen Einwirken der mit der Regierung verpüpften Zuzelgelderleute aufs Volk erfolgreich entgegenarbeiten, sich zu organisieren. Als bayerische Bierbrauer in Finnland 1876 das erste Bier brauten, wurde der Zusammenschluß aller finnischen Temperenzler und Abstinenzler zutafade. Nicht verschafften sich die Grundsätze der Alkoholgegner in den Reihen der Arbeiter Geltung, die im Jahre 1878 ihren ersten Arbeiter-Abstinenzverein gründeten, der bald 30 000 Mitglieder zählte (bei einer 3 1/2 Millionen starken Gesamtbevölkerung). Im ganzen Lande sah die durch das Vorgehen der Großbrenner und der Regierung ungewollt vorbereitete Enthaltensbewegung rasch Fuß und die Organisation der Abstinenzler verdrängte einen Einfluß auf die Gesetzgebung zu gewinnen. Freilich voreerst mit vollständig negativem Erfolg. Aber nordische Fähigkeit gab nicht nach. Es begann ein stilles Ringen und Kämpfen um die Verdrängung des Alkohols. Zumer und immer wieder verlief dieser Kampf resultatlos, obwohl Intellektuelle, Arbeiter, Bauern und Frauen geschlossen ihm zu Leibe rückten. Die sozialdemokratischen Parteitage fügten dem Kampf gegen das Volksgift ihrem Aktionsprogramm bei. Vollständiges Verbot des Alkohols war das Ziel (1898).

1900 verlangte man — es waren 165 000 Unterschriften zusammengekommen — von der Regierung ein Gesetz in diesem Sinne. Das damalige, meist aus Angehörigen der „besseren Stände“ bestehende Parlament lehnte diese Eingaben höhnisch ab. Die Regierung beeinflusste die gesamte Presse, gegen diese Eingabe zu schreiben. Das Alkoholkapital scheute kein Geld, die Presse zu gewinnen. Auch die Geistlichkeit machte gegen die Abstinenz mobil. (1). Erst 1905 nach nummehrigen Mährigen Anstrengungen winkte den Streikern die Palme des Sieges. Der Generalstreik, „die schöne Morgenröte“, wie die Finnen sagen, brachte das Einkammersystem und den Proporz. Das auf Grund des Proporz neugewählte Parlament nahm das vom Volk geforderte Abstinenzverbot an. Ein Beweis, daß jeglicher kulturelle und ethische Fortschritt nur aus der Tiefe des Volkes kommt, niemals aber von den Machthabern gebracht wird. Der Tag der Verbotsannahme, es war der 13. Oktober 1907, wurde als V e s t e r s t a g gefeiert. Daß dieser schöne Erfolg errungen wurde, verdankten die Antialkoholiker fast nur dem Eintreten der Sozialdemokratie, die ihnen im Kampfe gegen Wäffchen, Klempe und Geldsack treue Gefolgschaft leistete. Nun machten die finnischen Schnapsbrenner die russische Regierung scharf (wie überhaupt im Kampfe gegen Auslands Einflußsgelüste die finnischen Kapitalisten mehr russisch als finnisch handeln) und erreichten, daß das vollständige Verbot des Alkohols gegen das Parlament gemildert und geändert wurde. Doch ist man am Werke, diese Milderung wieder zu reformieren, und die Alkoholgegner sind bestrebt, nicht eher von ihrem Kampfe zu rufen, bis „der letzte Tropfen des Giftes aus dem Lande verbannt“ ist. Denn wenn auch Finnland jetzt mit der niedrigsten Alkoholverbrauchsgröße — 1 1/2 Liter pro Jahr und Kopf — in der Alkoholstatistik figu-

riert, ganz verbannt ist er aus dem Lande der grauen See noch nicht. Zwar auf dem platten Lande schon, aber in den Städten ist dank der in den Stadtverwaltungen ausschlaggebenden Alkoholinteressenten (Brau- und Brenner) der Verbrauch von Alkohol noch nicht so eingedämmt, wie es für ein geistig so hochstehendes Volk wünschenswert ist.

Allerlei.

Das Krotobil im Straßkanal. Den Spaziergängern im Museumsarten von Osaka in Japan bot sich kürzlich der seltsame Anblick einer langen Schnauze, die aus der Einleitöffnung der Entwässerungsanlage herausragte, und ihr Stauungswandte sich zum Schrecken, als sie sah, daß besagte Schnauze gierig nach den Waden der Vorübergehenden schnappte. Mit Hilfe der Gärtnere wurde die Schnauze, nachdem man sie durch Fesselung unschädlich gemacht hatte, vollends aus dem Rohr herausgezogen, wobei sich herausstellte, daß sie zu einem Krotobil gehörte, das, wie der Direktor des Museums an einem Muttermal des Tieres feststellen konnte, im September 1910 aus seinem Käfig im Museum ausgebrochen war. Das Nestill war aller Vermutung nach seit dieser Zeit damit beschäftigt, die städtische Entwässerungsanlage von Osaka einem gründlichen Studium zu unterziehen.

Der durchgefahrene Krieger. Die Gemeinderatswahlen, die vor einigen Wochen in ganz Frankreich stattfanden, haben manche heitere Episode gezeitigt. Einzigartig dürfte das Plakat sein, das man in dem Städtchen Chantilly am Tage nach der Wahl an vielen Mauern angeschlagen fand. Das merkwürdige Dokument hatte folgenden Wortlaut:

Gemeinderatswahlen.
„Herr Antoine Daubergne, Krieger, Rue de Creil 4, dankt den Wählern, die so gültig waren, ihm ihre Stimmen zu geben und teilt dem Publikum mit, daß er trotz seinem Durchfall seine Preise nicht erhöhen wird, die vielmehr die gleichen bleiben wie bisher.“

Zur Geschichte des Sutes. Der Ursprung des Sutes in seiner Eigenschaft als Kopfzier und Kopfbedeckung geht auf die fernsten Zeiten des Altertums zurück. Die Athener trugen ihn bereits in der Stadt wie auf dem Lande. Als die Stadtbevölkerung hier auf ihn verzichtete, kam er bei den Römern in Aufnahme. Die Römerinnen benutzten auf der Reise oder zum Schutze gegen die Sonne Stoffhüte, die auf ein Haar jenen gleichen, die man noch heute in Toscana trägt. Allgemein wurde der Gebrauch des Männerhutes in Europa erst zur Zeit des Königs Ludwig XI. von Frankreich, und der erste Herrnhut von dem die Geschichte zu vermelden weiß, wurde von Karl VII. getragen, als er im Jahre 1449 seinen feierlichen Einzug in Rouen hielt. Er war ganz mit rotem Sammet ausgefüttert und mit einer Fassung von Goldschmied den mit Kranen besetzter und von Federn überragten Hut als Kopfschmuck, während die einfachen Bürger noch an der herkömmlichen Kapuze festhielten. Viel älter war der Gebrauch des Sutes bei den Vertretern des Klerus und insbesondere bei den Dom- und Stiftsherren. Schon im Jahre 1245 hatte der Papst Innocenz IV. für die Kardinäle den roten Hut vorgeschrieben, der aber erst nach dem Jahre 1300 im Wappen erscheint. Der von den Erzbischöfen und Bischöfen beliebte grüne Hut stammt aus Spanien; dort taucht er im 15. Jahrhundert auf und von hier gelangte er nach Frankreich, wo ihn Tristan di Salazar, der Erzbischof von Sens, einführte. Alle diese für die geistlichen Würdenträger bestimmten Hüte zeigen ausnahmslos die Form des Dreiecks. Vor 40 Jahren brachte der Engländer den Seidenhut auf. Im Jahr 1808 fällt die Geburt des Filzhutes, den ein gewisser Micoghly aus mit Seide vermischten Tierhaaren fertigte. Vier Jahre später erfand man das Verfahren, dem Filz schmiegsame Weiche zu verleihen, und 1816 begann man in Paris, Hüte aus dem Fell der Fischotter zu fabrizieren.

Die Furcht vor den Toten. Auf den primitiven Menschen macht der Tod den Eindruck eines rätselhaften Ereignisses; er kann sich nicht denken, daß das Leben in einem Geschöpfe so plötzlich erlöschen kann. So glaubt er in vielen Fällen, daß der Geist nur der leibliche Hülle verlassen habe und nun als Gespenst auf der Erde umherwandele. Dieser Geisterglaube hat zu den merkwürdigsten abergläubischen Vorstellungen geführt. Manche wilde Völker sind der Ansicht, daß sie die Toten durch das Begraben unschädlich machen können; andere, zu denen auch die alten Scandinavier gehörten, haben dagegen Tote, deren bösen Einfluß man zu verspüren glaubte, wieder ausgegraben und den Flammen übergeben. In einzelnen Gegen-